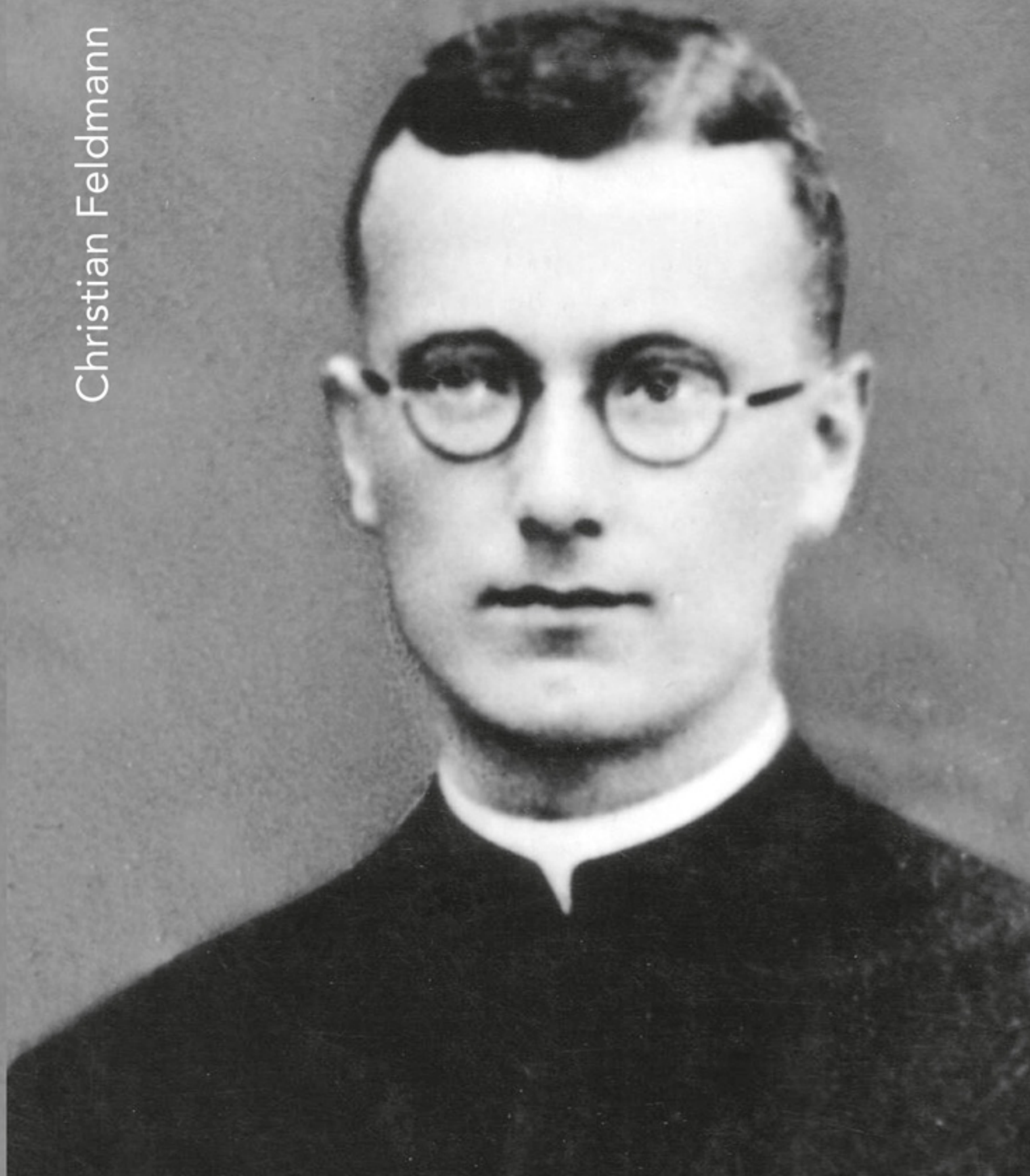


Christian Feldmann



Einen Eid auf Hitler?

NIE

**Franz Reinisch:
Ein Leben für die Menschenwürde**

Inhalt

Wider die Mitläufer-Mentalität	5
I Konflikte:	
„Ich zerschlage selbst, was ich aufgebaut habe“	15
„Aus diesem Buben wird nichts werden!“	16
Jura, Gerichtsmedizin – und eine protestantische Freundin	19
Missglückte Flucht aus dem Noviziat	24
Ein melancholischer Spaßmacher	27
Die „freien Charaktere“ des Pater Kentenich	30
„Der lange Franzl wird noch um einen Kopf kürzer gemacht!“	34
„Ich wolle weg. Irgendwohin!“	36
II Verweigerung:	
„Keinen Eid auf diesen Führer!“	43
Maulkorb von der Gestapo	45
„Sie haben Österreich gestohlen!“	48
Hitler oder Christus!	53
„Man darf diesem Verbrecher keinen Eid leisten!“	56
Bereit zum Sterben – und verliebt ins Leben	61
III Prüfung	
„Die Menschen können vielleicht meinen Schritt nicht verstehen, umso besser versteht mich der Herrgott“	65
Rausschmiss aus dem Orden – und was wirklich dahinter steckte	68

Zwei mal drei Meter	73
Wie kann ein Mensch sein Leben wegwerfen?	78

IV Zeugnis:

„Ich will ein Liebesopfer werden“	81
Sterben, damit andere leben können	83
„Sie müssen Ihr Leben teurer verkaufen!“	87
Wenn in der Menschenseele die Dämonen erwachen	92
Enthauptung im Morgengrauen	98
Die Urne im Rucksack	101

V Frucht:

„Ich denke, rede und handle nicht, was und weil es andere denken, reden, handeln, sondern weil das meine innere Überzeugung ist“....	107
Absoluten Gehorsam kann nur Gott verlangen	109
Der kleine Mann blickte nicht durch	113
Und wenn es doch der falsche Weg war?	118
Ein Mitläufer wollte er nicht sein	122
„Sich selbst treu bleiben“	126
Bloß ein paar Verrückte?	131
„Heilig: Selig: Sprechung:	136
Benutzte Literatur in Auswahl:	138

„Der lange Franzl wird noch um einen Kopf kürzer gemacht!“

Nicht alle Mitschriften teilten seine bisweilen etwas schwärmerische Begeisterung für die Schönstatt-Ideale. In Salzburg, wo er als Spiritual für die geistliche Formung der Theologiestudenten seiner Gemeinschaft sorgen sollte, erlebte er mit seinen ebenso eindimensionalen wie radikalen Anforderungen eine Bauchlandung. „Wer ein echter Pallottiner sein will, muss Schönstätter sein“ – das wollten sich die Priesteramtskandidaten auch von keinem umgänglichen Charmeur sagen lassen, der laut Zeugenaussagen alle mit seinem strahlenden Lächeln und seinen „Wangengrübchen“ bezauberte, Boccia und Handball mit den Studierenden spielte und sich zur Arbeit in Küche und Gemüsegarten nicht zu schade war.

Im Jahr darauf, 1935, finden wir ihn im Pallottiner-Schülerheim St. Joseph in Konstanz wieder, im Februar 1936 im Marienheiligtum auf dem Rechberg bei Schwäbisch Gmünd – hier hielt er jeden Abend eine Andacht mit Ansprache, mit steigender Besucherzahl –, im November desselben Jahres in Bruchsal, wo er Einkehrtage und Familienwochen gestaltete. Heute lässt sich nicht mehr exakt klären, ob diese schnelle Abfolge von Versetzungen zum strengen Ausbildungsprofil des Ordens gehörte, sozusagen als eine Art Stresstest, oder ob die Oberen unzufrieden mit ihm waren. Aus Bruchsal ist jedenfalls ein fast hymnisches Lob vom Hauschronisten überliefert: „Eine neue Sonne am Himmel der Kanzelredner!“

Oder wollte ihn sein Provinzial, Pater Josef Frank, mit dem raschen Wechsel der Einsatzorte aus der

Schusslinie der Nazis nehmen? Es hatte sich ja bereits herumgesprochen, dass dieser Reinisch ein loses Mundwerk hatte und aus seinem Herzen keine Mördergrube machte. Zeitungsberichte, die Auseinandersetzungen zwischen kritischen Priestern und den NS-Behörden schilderten, kommentierte er mit den Worten: „So ist es gut, wir müssen bis zum Tode verfolgt werden, wenn wir das Heilandsleben nachleben wollen. Das alles ist selbstverständlich, es wird noch schlimmer kommen!“ Und in Bruchsal, wo die Gestapo den Rektor des Pallottinerheims verhaftet hatte, mahnte er in einem Exerzitienvortrag für Frauen ganz offen, wer sein Kind in einen von linientreuen Nazi-Erzieherinnen geführten Kindergarten schicke, begehe eine schwere Sünde. Längst musste man damit rechnen, dass während seiner Predigten Gestapo-Spitzel unter der Kanzel saßen.

Reinisch wusste selbst recht gut, wie gefährdet er war. „Der lange Franzl wird noch um einen Kopf kürzer gemacht, wenn es mal zum Krieg kommt“, raunte er lachend einer Haushaltshilfe auf dem Rechberg zu, die immer fürchtete, er werde sich wegen seiner Körpergröße den Schädel am Türrahmen verletzen. Doch mehr Sorgen als die braunen Denunzianten und Parteispitzel machte ihm das eigene ungestüme Temperament, und seine selbstkritischen Äußerungen und Tagebuchnotizen lassen eben doch vermuten, dass er Probleme mit seinen Ordensoberen hatte. „Wenn ich irgendwo festsitze, muss ich bald wieder fort“, klagte er gegenüber einem Mitglied der Schönstatt-Gruppe, die er in Konstanz begleitete. „Vielleicht ist es auch gut so, denn ich zerschlage selbst, was ich aufgebaut habe, weil ich meine Forderungen zu hoch stelle.“

Erst ganz allmählich lernte er, sich und die anderen nicht mehr ständig zu überfordern, sondern die gute Saat auszusäen und gelassen darauf zu vertrauen, sie werde schon von selbst aufgehen. In seinem „starken Zug zur Ganzheit“ liege seine Stärke und seine Schwäche, notierte er wenige Wochen vor dem Sterben in einem Lebensrückblick. „Ein Ideal, das ich klar erkannte, wollte ich auch radikal verwirklichen. Und an der Unerreichbarkeit eines aufleuchtenden Ideals scheiterte mein Streben so oft, so dass ich den Mut sinken ließ und alles laufen ließ. Nur eines blieb zurück: die Sehnsucht. Ich übersah, dass die Hauptarbeit Gott und ich die Mitarbeit zu leisten habe.“

„Ich wollte weg. Irgendwohin!“

Die Gestapo ließ ihn nicht mehr aus den Augen. 1937 hatte Reinisch im Bruchsaler Polizeirevier lautstark gegen die Verhaftung des Hausrektors protestiert und durchgesetzt, dass ihm ein Mitbruder die Kommunion ins Gefängnis bringen durfte. Und irgendwo hatte er über den Reichspropagandaminister Goebbels gespöttelt, eine Lüge hinke durch das Land; das war zwar ein allgemein verbreiteter und nicht sehr geschmackvoller Witz (Goebbels war leicht gehbehindert), der auch vom Münchner Männerseelsorger und Widerständler Rupert Mayer überliefert ist, aber für die Nazi-Behörden grenzte so eine Bemerkung an Hochverrat.

Dass ihn sein Provinzial im August 1937 nach Friedberg zurückholte und in den umliegenden Pfarreien zur Aushilfe einteilte, dass er ihn im April 1938

als Beichtvater ins Noviziat Untermerzbach schickte und im November in sein geliebtes Schönstatt, stürzte den wie ein Vagabund von Ort zu Ort wandernden Priester in einen Abgrund von „Heimatlosigkeit und Ungeborgenheit“ (Reinisch) – so schlimm, dass er wieder an Flucht und Austritt dachte. Er halte es in dieser Enge einfach nicht mehr aus, gestand er einem Mitbruder und meinte damit auch die Sticheleien und Vorbehalte gegen die Schönstatt-Ideale, die ihn doch am Leben hielten! „Da sehe ich ihn heute noch vor mir“, erinnerte sich später ein Novize, „wie er Zigaretten rauchend, ganz nervös, mit langen Schritten durch den Park schritt und vor sich hin paffte. Das ist uns Novizen natürlich aufgefallen, da es damals streng verboten war, öffentlich zu rauchen, innerhalb dieses Noviziates.“

Ein gewisser Pater Franz Buttenmüller gab zu Protokoll, zu jener Zeit sei sein Mitbruder tatsächlich über die Mauer geklettert, wie er es zehn Jahre vorher schon einmal versucht hatte. „Wohin er wollte, weiß ich nicht. Um zwei Uhr nachts klingelte er am Tor. (...) Er war ganz verwirrt und sagte: ‚Franzl, ich wollte weg. Irgendwohin! Ich stand lange an der Brücke vor der Itz und bat die Gottesmutter um Erleuchtung.‘“

Pater Frank meinte es nur gut; aber ob man die allgegenwärtige, über ein Zentralregister und einen perfekten Informationsaustausch verfügende Geheime Staatspolizei wirklich mit solchen flinken Ortswechseln verwirren konnte? Gerade das scheinbar so idyllisch-weltverlorene Schönstatt hatte die Gestapo ja längst als Widerstandsnest ganz eigener Prägung im Visier. Schon 1935 hatte der Sicherheitsdienst – im Gegensatz zur ebenfalls von Reinhard Heydrich be-

fehligen Gestapo sollte er die Gegner des braunen Regimes nicht bekämpfen und ausschalten, sondern beobachten und ausspionieren – einen umfassenden Bericht vorgelegt: In Schönstatt mache man sich geschickt nationalsozialistische Ideale wie Heldentum, Treue und Totalhingabe des ganzen Menschen zu eigen, Schönstatt strebe in Konkurrenz zum Nationalsozialismus eine geistige Erneuerung Deutschlands an und bilde Elitekader unter den katholischen Laien aus. Bald waren Haussuchungen, Repressalien und später auch Verhaftungen an der Tagesordnung.

Doch Reinisch war endlich am Kraftort seines Lebens angekommen, wo er zur Ruhe fand, sich über seine Ziele klar wurde und, man darf es schon so sentimental sagen, einen Blick in den Himmel tun konnte. Viele Schönstätter waren in jenen Jahren Feuer und Flamme für die „heilige Missionssache“, für die Papst Pius XI. in Ansprachen und Rundschreiben warb. 1934 waren die ersten Marienschwestern von Schönstatt nach Südafrika aufgebrochen. Pater Reinisch bekam die Aufgabe, Unterstützer und Förderer in der Heimat zu suchen und zu motivieren.

Das fand er anfangs alles andere als interessant, und die Tagungen und Einkehrtage mit Missionsthematik, die er in Schönstatt und anderswo anbot, waren auch nur sehr bescheiden besucht. Aber nachdem er sich ein wenig eingearbeitet hatte, fand er doch Gefallen an dem Auftrag, ja er begeisterte sich zusehends für die Missionsarbeit, die exakt zu den Visionen der Schönstatt-Bewegung zu passen schien: „Der große Gott will in unseren Herzen wohnen und thronen und von da aus überall wirken und für alle sorgen. (...) Aus mir bin ich nichts, aber durch Got-

tes Gnade ein erhabenes Werkzeug in seiner Hand, ein Feuerbrand, der die Welt entflammt für Gott und seine Interessen. (...) Darum lasst uns feststehen im göttlichen Licht und lasst uns Leuchten sein für andere (...)! Aus Liebe zu Gott vermögen wir die Welt aus den Angeln zu heben. Liebe! Mehr Liebe!“

So eine pathetische Sprache, wie sie in jenen Jahren auf den Kanzeln und Kathedern üblich war, verliert sich gern im Vagen, Unverbindlichen. Erstaunlich, wie präzise Reinisch dennoch Klischees enttarnte und klare Ziele setzte: Mission sei kein „Sammelverein“ und keine Angelegenheit von Missionsorden und römischen Behörden, erklärte er bei einem Kurs für Missionshelfer in Mannheim. Mission sei auch kein „Werk des Mitleides für gute und weichherzige fromme Seelen, um die Nöte der Heiden zu lindern“. Überdies könne man nicht wissen, wie viele Menschen ohne Kenntnis oder Anerkennung des Christentums gerettet würden. Das ändere aber nichts am Auftrag Christi, die Kirche in aller Welt einzupflanzen, „um die Völker zum Heilandsherzen hinzuziehen“. Ob die Menschen anderswo dieses Angebot der Gnade auch annehmen wollten, sei eine Sache ihres freien Willens; auf jeden Fall müsse man ihnen das Angebot unterbreiten, denn die Mitgliedschaft in der Kirche sei nun einmal „der normale Weg zur Seligkeit“ (Pius XI.).

„Heilige Menschen sind immer Welteroberer. Für diese Aufgabe wollen wir uns entzünden am Altar des heiligen Opfers. Hier tritt uns nicht nur der gekreuzigte Heiland, sondern auch der siegreiche und verklärte Christkönig, der Weltheiland

entgegen. (...) Jesus ist der Weltapostel, der die Welterlösung gelehrt, gelebt und sich dafür verblutet hat. Er ist gestorben für alle, auch für die Juden. (...) Wir brauchen eine Missions-Gebetsarmee, einen Missions-Gebetskreuzzug. (...) Das Höchste aber würde die Hinopferung des ganzen Lebens sein.“

„Die Weltsendung der Kirche ist die Christusgestaltung der Welt, ist die Erfüllung des Auftrags Christi: allen Menschen die Frohbotschaft der Erlösung zu verkünden und dadurch die Teilhabe am göttlichen Leben zu vermitteln. Somit ist Mission nicht in erster Linie abhängig vom Sammelerfolg, auch nicht von der augenblicklichen Missionsbegeisterung, sondern von der dauernden, gesunden Missionshaltung des katholischen Menschen; diese wird erzielt aus der rechten und gesunden Auffassung über das Wesen und Wollen der Kirche und durch Heranbildung von werktagsheiligen Menschen, die sich kraft Taufe und Firmung verantwortlich fühlen für die ganze Kirche und für die Ausbreitung der Kirche.“

„Maria, Königin der Apostel, mache uns zu werktagsheiligen Menschen und dadurch zu kernigen und aufgeschlossenen, katholisch-weltweiten und apostolisch-sendungsbewussten Menschen; denn nur dann sind wir imstande, tatkräftig mitzuarbeiten an der Verwirklichung des großen Missionszieles: der Dauerhaftmachung der Kirche in den Heidenländern.“

Franz Reinisch bei einem Kurs für Missionshelfer in
Mannheim 1939

Neben seiner plötzlich erwachten Leidenschaft für die Weltmission geriet Reinischs zweite Aufgabe, die man ihm in Schönstatt zugedacht hatte, fast ins Hintertreffen: Es war die Männerseelsorge. Dafür musste er durch ganz Deutschland reisen, ins bayerische Voralpenland und in die Industrieregion an Rhein und Ruhr. Denn seit Hitler im Herbst 1939 den Zweiten Weltkrieg vom Zaun gebrochen hatte, standen viele Männer im Feld; die daheimgebliebenen Alten und Kranken hatten andere Sorgen als die Pflege ihrer Spiritualität. Deshalb richteten sich seine Predigten und Einkehrangebote bewusst immer mehr an Einzelkämpfer.

Konflikträchtig waren beide Arbeitsfelder, die Unterstützung der Mission und die Männerseelsorge. Erstere lenkte den Blick der Nazi-Spitzen auf die internationale Ausrichtung des Christentums, auf das römische Modell von Weltkirche, was eklatant dem braunen Mythos von Volk und Vaterland widersprach. Und dann hatte dieser Reinisch auch noch die Stirn, in seinen Kursen zu betonen, dass Christus „nicht nur eine bestimmte Sorte von Menschen dem Vater zuführen wollte. (...) Er ist für alle am Kreuz von Golgotha verblutet. Er wollte alle Menschen erlösen, also auch die Juden.“

Dass ein Teil dieses Volkes leider der christlichen Botschaft gegenüber „verstockt“ geblieben sei, dass das Judentum in seine „gottgesetzten Schranken“ gewiesen werden müsse, das würde kein christlicher Theologe heute mehr so sagen, nach Auschwitz hat man dazugelernt und voller Entsetzen begriffen, dass auch solche meist gelehrte und theoretisch gemeinten Distanzierungen zur blutigen Verfolgung

und Ausrottung der Landsleute Jesu beigetragen haben. Zu Reinischs Ehre muss daran erinnert werden, dass er damals – wenige Monate nach den Pogromen der „Reichskristallnacht“ – im selben Atemzug die „christliche Nächstenliebe“ für das Judentum angemahnt hat; „wenigstens die allgemeinen Menschenrechte müssen auch ihm gegenüber gewahrt werden.“ Angesichts des Rassenwahns jener Jahre war das schon viel.

So eine scheinbar ganz harmlos-allgemeine Anspielung wie in seinem Mannheimer Kurs für Missionshelfer verstand damals jeder als Kampfansage gegen das herrschende Regime: „Menschen in der Gottesferne und im Gotteshass mögen Aufsehen erregende und welterschütternde Dinge tun – ihre Werke sind tot vor Gott. Sie machen Geschichten, aber keine Geschichte!“ In einer Zeit, in der sich das Kreuz unübersehbar „recken“ müsse, um nicht von anderen Sinnbildern in den Hintergrund gedrängt zu werden, müsse man sich anstrengen, um dieses „Freiheitszeichen“ ungeachtet aller „Angriffe und Kämpfe“ zur Geltung zu bringen.

Und die winzig kleinen, aber enorm wachen und selbstbewussten Männergruppen, die er auf seinen Reisen durch das Deutsche Reich an vielen Orten gründete oder begleitete, bestärkte, inspirierte in ihrer Entschlossenheit, sich das Selberdenken nicht austreiben zu lassen, den eigenen Idealen treu zu bleiben und der Gleichschaltung der Herzen und Hirne zu widerstehen – jede einzelne dieser Gruppen, jeden einzelnen Vortrag, jede Predigt des Pallottiners Franz Reinisch betrachtete die braune Staatsmacht als Generalangriff auf die unumschränkte Autorität der Partei und des Führers.

Nur wenige Querköpfe waren nicht bereit, sich während der nationalsozialistischen Diktatur das selbstständige Denken austreiben und die persönliche Verantwortung abnehmen zu lassen. Gegen den übermächtigen Druck der öffentlichen Meinung, gegen den Zwang des „Man macht das jetzt eben so“, gegen das ständige Trommelfeuer von guten Ratschlägen, freundlichen Ermunterungen und finsternen Drohungen von allen Seiten brachten sie es fertig, ihr Gewissen entscheiden zu lassen. Ließen sich auslachen, terrorisieren, im schlimmsten Fall einsperren und töten. Einer von ihnen war der in Vorarlberg geborene und in Tirol aufgewachsene Priester Franz Reinisch, von der Gestapo nach regimekritischen Äußerungen mit einem Predigtverbot belegt und schließlich am 21. August 1942 enthauptet.

Diese Biographie berichtet über ihn – 70 Jahre nach seiner Hinrichtung.

Der Autor:

Christian Feldmann ist anerkannter Biograph großer Christen und frommer Querköpfe, mittlerweile in fünfzehn Sprachen übersetzt.



ISBN 978-3-87620-310-2
(Patris Verlag, Vallendar-Schönstatt)



ISBN 978-3-87614-080-3
(Pallotti Verlag, Friedberg)